

ALEXANDER SCHNELL

Seinsschwingungen

Philosophische Untersuchungen

50

Mohr Siebeck

Philosophische Untersuchungen

herausgegeben von

Günter Figal und Birgit Recki

50



Alexander Schnell

Seinsschwingungen

Zur Frage nach dem Sein in der
transzendentalen Phänomenologie

Mohr Siebeck

Alexander Schnell, geboren 1971; Studium der Ingenieurwissenschaften und Philosophie in Paris; 1998–2002 wissenschaftlicher Assistent an der Universität Paris X; 2002–2007 Associate Professor an der Universität Poitiers; 2007–2016 Associate Professor an der Universität Paris-Sorbonne; 2014–2016: Head of Department für Philosophie an der Universität Paris Sorbonne Abu Dhabi; seit 2016 Professor für theoretische Philosophie und Phänomenologie an der Bergischen Universität Wuppertal; Direktor des Instituts für Transzendentalphilosophie und Phänomenologie (ITP).
orcid.org/0000-0001-6596-2858

ISBN 978-3-16-159692-6 / eISBN 978-3-16-159693-3
DOI 10.1628/978-3-16-159693-3

ISSN 1434-2650 / eISSN 2568-7360 (Philosophische Untersuchungen)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2020 Mohr Siebeck Tübingen. www.mohrsiebeck.com

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für die Verbreitung, Vervielfältigung, Übersetzung und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde von Laupp & Göbel in Gomariningen auf alterungsbeständiges Werkdruckpapier gedruckt und von der Buchbinderei Nädle in Nehren gebunden.

Printed in Germany.

Das Interessante und die Schwierigkeit des Problems der als Synthesis betrachteten Genese besteht genau darin: Wie kann der absolut ursprüngliche Grund des Sinns oder des Seins einer Genese in und durch diese Genese verstanden werden? Denn wenn es stimmt, dass jede Synthesis auf einer Synthesis a priori beruht, dann besteht das Problem der Genese im Sinn dieser Synthesis a priori [...]. Wie kann die Ursprünglichkeit eines Grundes eine Synthesis a priori sein? Wie kann alles in einer Komplikation seinen Anfang haben? Wenn jede Genese und jede Synthesis durch eine Synthesis a priori auf ihre Konstitution verweisen, hat dann nicht die Synthesis a priori selbst, wenn sie sich in einer konstituierenden, transzendentalen und vermeintlich ursprünglichen Erfahrung erscheint, immer „schon“ einen Sinn angenommen, ist sie nicht immer per definitionem „schon“ durch eine andere Synthesis konstituiert und so ad infinitum?

Jacques Derrida

Das eigentliche Problem besteht in der richtigen Dosierung des Realismus.

Mario De Caro

Inhaltsverzeichnis

Analytisches Inhaltsverzeichnis	IX
Einleitung.....	1
Erster Teil. Positionen	11
Der „neue Realismus“ und die Phänomenologie (I). Die Sinnfeldontologie	13
Der „neue Realismus“ und die Phänomenologie (II). Der spekulative Realismus	26
Die transzendente Phänomenologie. Eine „kopernikanische“ oder eine „antikopernikanische“ Revolution?	39
Zweiter Teil. Bedingungsverhältnisse	59
Phänomenologie und Klassische Deutsche Philosophie (I). Transzendente und „konstruktive“ Aspekte	61
Phänomenologie und Klassische Deutsche Philosophie (II). Ontologische und „realistische“ Aspekte	79
Konstruktion und Reflexion: Der Sinn des transzendentalen Idealismus	94
Dritter Teil. Schwingungen	109
Zur Negativität in der generativen Phänomenologie	111
Das phänomenologische Selbst.....	125
Die ontologischen Argumente in der generativen Phänomenologie	142
Entwurf einer generativen Ontologie	158
Phänomenologie als transzendentaler Idealismus.....	170
Das „Absolute“ in der generativen Phänomenologie	189
Schluss.....	213
Personenregister	219
Sachregister	223

Analytisches Inhaltsverzeichnis

Einleitung

Das Problem des Seins in der transzendentalen Phänomenologie. Das scheinbare Paradoxon des Problems des Seins. Unterscheidung zwischen zwei Seinsbegriffen: das „vorausgesetzte“ Sein und das „unmodalisierte“ Sein. Die Aufgabe der „Genetisierung“ des Seins.

Über die Unmöglichkeit, eine „dingliche Reduktion“ zu vollziehen, d.h. das „unmodalisierte“ Sein auf den „noematischen Gegenstand als solchen“ zu reduzieren. Die Frage nach der phänomenologischen Ausweisung des „unmodalisierten“ Seins.

Die drei Grundfragen der „generativen Phänomenologie“ nach der „vorgängigen Synthetizität“, der „Genese“ und dem „Gegebenen“. Die Frage nach dem Status des „Gegebenen“. Der Bezug von „Gegebenem“ und „unmodalisiertem“ Sein. Die progressive Reihe der konstitutiven Entfaltung des Wissens und die regressive Reihe der Genetisierung des Wissens und ihr „wechselseitiges Bedingungsverhältnis“. Die „generative Ermöglichung“.

Erster Teil. Positionen

Der „neue Realismus“ und die Phänomenologie (I).

Die Sinnfeldontologie

Die Frage nach dem Sein in Gabriels *Sinn und Existenz* als Frage nach dem Sinn der „Existenz“. Die „Sinnfeldontologie“ als „begrifflicher Realismus“. Auseinandersetzung mit Meillassoux. Kritik am kantischen Phänomenismus. Das „Argument aus der Faktizität“. Annäherungen an Levinas' „neue Ontologie“ der Phänomenologie. Der „Leitsinn“. Erneute kritische Auseinandersetzung mit Meillassoux. Der „Objektivitätskontrast“. Die „Keine-Welt-Anschauung“ und ihre Konsequenzen für die Phänomenalisierung. Drei Fragen an die Sinnfeldontologie und Skizzierung dreier Hypothesen, um diese Fragen vom Standpunkt der generativen Phänomenologie aus zu beantworten. Annäherung des skeptischen Motivs Gabriels an das transzendente Motiv der generativen Phänomenologie.

*Der „neue Realismus“ und die Phänomenologie (II).**Der spekulative Realismus*

Die Frage nach dem Zugang zum Absoluten. Die cartesianische These über die Nichtkorrelativität des mathematischen Diskurses. Die drei Schritte der cartesianischen Argumentation. Meillassoux' Formalisierung dieser Argumentation. Die Widerlegung der cartesianischen Argumentation vom Standpunkt des „schwachen“ und des „starken“ Korrelationismus aus. Die daraus folgende Widerlegung dieser beiden Versionen des Korrelationismus. Zwei Varianten des „starken“ Korrelationismus. Meillassoux' spekulativer Realismus (als Verabsolutisierung der beiden Prinzipien des „starken“ Korrelationismus). Die „irraison“ (Grundlosigkeit, Unvernunft). Die Frage, ob der spekulative Realismus – durch die „,wirkliche‘ *Denkbarkeit* des ‚Absoluten‘“ – nicht die gleiche Rehabilitierung des ontologischen Arguments vollzieht wie die generative Phänomenologie (= das antirealistische Moment im spekulativen Realismus und in der generativen Phänomenologie).

*Die transzendente Phänomenologie:**Eine „kopernikanische“ oder eine „antikopernikanische“ Revolution?*

Die Reflexion auf die „Notwendigkeit“ bei Kant und Husserl. Gibt es eine „antikopernikanische“ Revolution in der Phänomenologie? Der Sinn der „kopernikanischen Revolution“ bei Kant. Der Status des „transzendentalen Subjekts“ bei Kant und dessen Kritik durch Husserl.

Die ontologische Tragweite der kopernikanischen Revolution in der Phänomenologie und ihr Bezug zum konstitutiven Vermögen der transzendentalen Subjektivität. Drei von Pradelle herausgearbeitete Schritte in der Bestimmung einer „antikopernikanischen Revolution“ in der Phänomenologie. Die „transzendente Apperzeption“ als „Bewusstseinsfeld“. Die anonymen Strukturen des Erscheinens als das „phänomenologische Absolute“. Der aporetische Charakter des phänomenologischen transzendentalen Idealismus laut Pradelle. Drei Lösungen für die Überwindung dieser Aporie.

Andere mögliche Herangehensweise an das „phänomenologische Absolute“. Die Widerlegung des Anthropologismus und des Psychologismus in der transzendentalen Kategorienduktion (1787) in der *Kritik der reinen Vernunft*. Das „genetisierende“ Verfahren im § 24 der *Kritik der reinen Vernunft*. „Figürlichkeit“, „Einheit“ und „Gesetzmäßigkeit“.

Die Phänomenalisierung-Schematisierung, die wechselseitige Vermittlung zwischen ontologischer Gründung und transzendentaler Konstitution und die Ermöglichung (Reflexibilität) als drei legitimierende Instanzen der Dreiheit „Figürlichkeit“-, „Einheit“-, „Gesetzmäßigkeit“. Die drei „Gattungen“ der phänomenologischen Konstruktion, sofern sie diese Legitimation möglich ma-

chen. Das Diesseits von Subjekt und Objekt (qua „präimmanente Generativität“) als Antwort auf die Frage, ob es in der Phänomenologie eine „kopernikanische“ oder eine „antikopernikanische“ Revolution gibt.

Zweiter Teil. Bedingungen

Phänomenologie und Klassische Deutsche Philosophie (I).

Transzendente und „konstruktive“ Aspekte

Henrichs Leitfaden, um das Eigentümliche der philosophischen Ansätze Fichtes, Schellings und Hegels zu kennzeichnen. Auseinandersetzung mit Henrichs These, um diese Ansätze des Deutschen Idealismus neu zu bestimmen und die Perspektive der Husserl'schen Phänomenologie in Bezug zu diesen zu erhellen.

„Phänomen“ und „Ereignis“. Die Frage nach der Legitimation der Erkenntnis bei Kant, Fichte und Schelling. Das Notwendige *im* Möglichen als Leitfaden dieser Problematik bei Fichte und Schelling. Erste Bestimmung der „kategorischen Hypothesizität“.

Die Verbindung zwischen Kategorischem und Problematischem in der Husserl'schen Erkenntnislegitimation. Weitere Bestimmungen der „phänomenologischen Konstruktion“. Phänomenologische Konstruktion (Husserl) und genetische Konstruktion (Fichte). „Problematizität“ und „Kategorizität“ in der Behandlung von „Eidos“ und „Wesen“ bei Husserl.

Phänomenologie und Klassische Deutsche Philosophie (II).

Ontologische und „realistische“ Aspekte

Zwei entgegengesetzte Auffassungen zum Status der „Realität“: ein „inflationärer“ und ein „deflationärer“ Begriff von Realität. Das „Diesseits“ dieses Gegensatzes als Anzeige eines „Diesseits“ von Idealismus und Realismus. Erneuter Rückgang auf Kant, Fichte und Schelling, um diese Problematik noch einmal zu fassen. „Wechselseitige Bedingung“ und „Reflexibilität“.

Nochmalige Auseinandersetzung mit Meillassoux, um diese Problematik mittels der Frage nach der „Anzestralität“ zu behandeln. Das „umgedrehte“ ontologische Argument.

Husserls Begriff der „Wahrheit“. Die „neue Ontologie“ der Phänomenologie laut Levinas (und ihr Bezug zu Schelling). Das „Vor-Sein“. Transzendente Konstitution und ontologische Gründung. Die Phänomenologie qua „Hypophysik“.

Rekapitulierende Betrachtung zu den Beiträgen der Phänomenologie zur Bestimmung des Realitätsbegriffs.

*Konstruktion und Reflexion.**Der Sinn des transzendentalen Idealismus*

Noch einmal zur „phänomenologischen Konstruktion“ (bei Husserl). Zwei Auffassungen der phänomenologischen Konstruktion bei Fink. Die „thematische“ Auffassung der phänomenologischen Konstruktion. Das „konstitutive Verstehen“. Die fünf Aspekte der „operativen“ Auffassung der phänomenologischen Konstruktion. Phänomenologische Konstruktion bei Fink und genetische Konstruktion bei Fichte.

Die reflexive Dimension der phänomenologischen Methode nach Fink. Das „transzendente Für-sich-Werden eines transzendentalen Für-sich-Werdens“ und sein Bezug zum „Begriff-Licht-Sein-Schema“ und zur (transzendenten) „Reflexibilität“ Fichtes.

Das Verständnis des transzendentalen Idealismus bei Kant, Fichte und Husserl. Drei Grundcharakteristiken der als transzendentaler Idealismus verstandenen Phänomenologie nach Fink: die ontologische These (bezüglich des „Vor-Seins“), die Konstitution und das konstitutive Verstehen. Der „konstitutive Idealismus“ als Vereinigung von „konstruktiver Phänomenologie“ und „Meontik“.

*Dritter Teil. Schwingungen**Zur Negativität in der generativen Phänomenologie*

Drei Betrachtungen zu einer „nichtigen Abständigkeit [rien d'écart]“. Die „hypophysische Epoché“ (auf einer methodologischen Ebene): das *nihil praëmanentis*. Der Entzug (auf einer ontologischen Ebene): das *nihil retrahens*. Die affektive nichtige Abständigkeit: das *nihil affectivum*.

Heideggers „Grundgeschehen“ (mit seinen drei Bestimmungen) und der Bezug dieses „Grundgeschehens“ zu Fichtes „Begriff-Licht-Sein-Schema“.

Die „Einbildungskraft“ und die „generative Matrize“. Die Anonymität der Sinnbildung. Die drei „Bilder“ oder „Schemata“ der generativen Matrize: die (durch ein *nihil privativum* gekennzeichnete) Phänomenalisierung, die (ein *nihil negativum* ins Spiel bringende) Plastizität und die Reflexibilität (der ein *nihil generativum* entspricht).

Das phänomenologische Selbst

Die „Neutralität“ des Selbst. Unterscheidung zwischen „Selbst“ und „Ich“. Die Alterität des „Selbst“ als „Transzendentalität“, „Präphänomenalität“ und „Präontologizität“. Die drei Stufen der Transzendentalität. Die „Selbstheit der Immanenz“ und die „Selbstheit der Präimmanenz“. Transzendenz und Welt bei Heidegger und bei Richir. Die „Welt-Phänomene“ bei Richir. Das „Moment des Erhabenen“ bei Richir. Transzendenz und reflexible Selbstdifferenzierung.

„Subjektivität“, „Singularität“ und „Selbstheit“. Vier Aspekte der Transzendenz: das Prinzip oder absolutes Ich (*transcendens originarius*), die Welt (*transcendens reflexibilis*), die radikale Alterität (*transcendens infinitus*) und die absolute Transzendenz (*transcendens sublimis*). Das Selbst und das phänomenologische Unendliche. „Selbstheit“ und Heideggers „ausstehendes Innestehen“.

Die ontologischen Argumente in der generativen Phänomenologie

Die Relevanz der ontologischen Argumente für die Phänomenologie. Der Bezug zwischen ontologischem Argument (in der Phänomenologie) und phänomenologischer Konstruktion. Noch einmal zur „neuen Ontologie“ der Phänomenologie laut Levinas. Der Bezug zwischen den „konstitutiven“ transzendentalen Leistungen und ihrem korrelativen „Sein“. Fünf Dimensionen der Unscheinbarkeit: die Welt, die (geschehnishafte) Realität, die Erfahrung (in ihrer Kategorizität), der Sinn und die Genese (der Faktualität). Die verschiedenen Formen des „ontologischen Arguments“ in Entsprechung zu den fünf Modalitäten der Transzendentalität: 1.) das ontologisch-konstitutive Argument; 2.) das ontologisch-signifikative Argument; 3.) das ontologisch-reflexible (transzendente) Argument; 4.) das ontologisch-reflexible (transzendierende) Argument; 5.) das ontologisch-genetisch-geschehnishafte Argument.

Entwurf einer generativen Ontologie

Wiederaufnahme des Status des „Korrelationismus“. Heideggers Auslegung der Parmenides'schen Gleichsetzung von Sein und Denken. Die Phänomenalität (bzw. „Bildlichkeit“). Erneute Behandlung der generativen Matrize der Sinnbildung mit ihren drei Momenten (Phänomenalisierung, Plastizität und Reflexibilität). Die „Stimmigkeit“. Neubestimmung und Neuordnung der dreifachen „nichtigen Abständigkeit“ (*nihil affectivum*, *nihil praeimmanens* und *nihil retrahens*). Die Dynamizität. Die dreifache dynamische Dimension der Generativität (horizontale Bewegung: die zweifache Bedingung; vertikale Bewegung: die Plastizität; die generative Dynamizität). Erste Tafel der generativen Matrize der Sinnbildung. Erster Entwurf der generativen Ontologie. Wiederaufnahme der „kategorischen Hypothesizität“ mit ihren drei Momenten: dem „generativen Moment“ (= die Sinnbildung als Aufgehen der „Generativität“ oder der „Kreativität“), dem „ontologischen Moment“ (= das Aufbrechen des faktischen Seins dank der Selbstvernichtung des Bewusstseins) und dem „choratischen Moment“ (= die „offene Kohärenz“ als ursprüngliche Wahrheitsdimension der Sinnbildung).

Phänomenologie als transzendentaler Idealismus

Das grundlegende Unterscheidungsmerkmal von „transzendentaler Phänomenologie“ und „realistischer Phänomenologie“. Die Bestimmung einer „spekulativen“ Phänomenologie. Die „Reflexivität“ der Phänomenalität laut Richir. Die Grundmerkmale der transzendentalen Phänomenologie nach Fink (der konstitutive Idealismus; konstitutives Ich und phänomenologisierendes Ich; die phänomenologische Konstruktion; die Meontik). Die Grundmerkmale der transzendentalen Phänomenologie nach Richir (das Phänomenologische; die transzendente Matrize der Phänomenalisierung; die Architektonik).

Ontologische Betrachtungen. Die ontologische These der transzendentalen Phänomenologie hinsichtlich des „Vor-Seins“ (Fink).

Methodologische Betrachtungen. Die analytische Methode (Deleuzes Lesart, die der „analytischen Methode“ von Descartes die „synthetische Methode“ von Spinoza entgegengesetzt). Die „transzendente Induktion“. Erneute Wiederaufnahme der phänomenologischen Konstruktion.

Aletheologische Betrachtungen. Die phänomenalisierende Wahrheit als „notwendige Bedingung“ der Wahrheit überhaupt. Die zwei Formen und Stufen des Entzugscharakters der Wahrheit. Entzug des Bedingenden gegenüber dem Bedingten. Entzug der (die ermöglichende Verdoppelung genetisierenden) Selbstreflexion auf dem Grund des „wechselseitigen“ Bedingungsverhältnisses. Die Wahrheit als „Reflexion der Reflexion“. Die generative Dimension der Wahrheit in ihrer Funktion der Gleichsetzung von transzendentaler und transzendierender Reflexibilität. Erneute Wiederaufnahme der „kategorischen Hypothesizität“.

Das „Absolute“ in der generativen Phänomenologie

Zwei wesentliche Hinweise Finks bezüglich der phänomenologischen Methode. Das Denken des Absoluten und sein Bezug zur Frage nach dem Sein in der Phänomenologie. Der Begriff des „Seins“ (Heidegger). Das „Sein“ als „Absolutes“ der generativen Phänomenologie.

Die Grundthesen der *Beiträge zur Philosophie* Heideggers und ihr Bezug zur Frage nach dem „Absoluten“ in der Phänomenologie.

Fink und die Frage nach dem „Absoluten“ in der Phänomenologie. Das Absolute und das „Vor-Sein“.

Letztmalige Wiederaufnahme der „neuen Ontologie“ der Phänomenologie laut Levinas. Das wechselseitige Bedingungsverhältnis von transzendentaler Konstitution und (vor-)ontologischer Gründung. Die Genetisierung dieses wechselseitigen Bedingungsverhältnisses.

Das „Vor-Sein“ und das „Transzendente“ bei Richir. Die transzendente Matrize der Phänomenalisierung in Richirs metaphysischer Studie „Le rien enroulé“.

Definitive Darstellung der „generativen Matrize der Sinnbildung“ im Herzen einer generativen Ontologie. Die drei Grundbegriffe dieser Matrize: Korrelativität, Signifikativität und Reflexivität. Die selbstreflexive Prozesshaftigkeit der Sinnbildung. Die drei reflexiven Stufen der generativen Matrize der Sinnbildung. „Reflexive“ und „reflexible“ Plastizität. Zweite Tafel der generativen Matrize der Sinnbildung.

Vertiefung der drei Bestimmungen des „Seins“ als dem „Absoluten“ der generativen Phänomenologie: das „Sein“ als „apriorische und gründende (verunendlichende) Überschüssigkeit“ (und seine phänomenologisierende Doppelbewegung zwischen überschüssigem Jenseits und präimmanentem Diesseits). Das „Schema des Seins“. Das „Absolute“ der generativen Phänomenologie und sein Bezug zur „Reflexibilität“. Die Deckung der drei Hauptbegriffe der generativen Matrize der Sinnbildung und der drei Bestimmungen des Seins (und die Entsprechung zu den drei „Gattungen“ der phänomenologischen Konstruktion).

Kurze allgemeine Zusammenfassung der generativen Ontologie.

Schluss

Der Zusammenhang zwischen den drei Grundfragen der Einleitung und den drei transzendentalen Bestimmungen des Seins. Die fünf Thesen dieses Essays: 1.) Herausstellung des permanenten Durchhaltens sowie des Zusammenhangs verschiedener begrifflicher Triaden untereinander (die drei Hauptbegriffe der Sinnbildung [Korrelativität, Signifikativität und Reflexivität], die begriffliche Dreiheit Figürlichkeit-Einheit-Gesetzmäßigkeit in Kants Genetisierung im § 24 der *Kritik der reinen Vernunft*, die drei „Bilder“ der „generativen Matrize“ in ihrem Zusammenhang und ihrer Entsprechung zu den drei Bestimmungen des „Nichts“, die drei Momente der „kategorischen Hypothesizität“, die drei Aspekte des „Urphänomens der Sinnbildung“ und die drei Formen der Wahrheit); 2.) Aufweisung der selbstreflexiven Dimension der Sinnbildung sowie der Notwendigkeit zu begründen, weshalb dies die Einführung einer „hypophysischen Epoché“ und einer „transzendentalen Induktion“ mit sich bringt; 3.) Starkmachung der „ontologischen Argumentation“ in ihrem Zusammenhang sowohl mit der „Bewusstseinsvernichtung“ als auch mit der Identifikation von „Sein“ und „Reflexion der Reflexion“; 4.) Rechtfertigung einer „generativen Matrize der Sinnbildung“; 5.) Ausarbeitung einer „phänomenologischen Dialektik“.

Einleitung

Dieser Essay¹ ist eine metaphysische Abhandlung, die auf eine phänomenologische Metaphysik abzielt. Damit soll ein Beitrag zu einer aktuellen Diskussion geleistet werden, die sowohl in der Philosophie (insbesondere durch den „Neuen Realismus“) als auch in der Anthropologie (bezüglich des Status des „Relationismus“) geführt wird. Diese Diskussion, die innerhalb des nachkantischen Denkens von entscheidender Bedeutung ist, geht vom Begriff der *Relation* aus und hinterfragt die Wohlbegründetheit der Auffassung, dass die weltlichen Dinge nicht an sich zugänglich seien, sondern den Bezug zwischen einer „Subjektivität“ (einem bewusstseinsmäßigen, denkenden, sprechenden Subjekt mit seinen spezifischen Horizonten) und ihren entsprechenden „Objekten“ aufweisen würden. Es stellt sich dabei insbesondere die Frage, ob diese Sichtweise in die Sackgasse eines Subjektivismus bzw. zu dessen radikalen Konsequenzen führt (nämlich zum Relativismus, Solipsismus, Fiktionalismus usw.) – oder ob sie das nicht tut. Die vorliegenden Ausarbeitungen entwickeln hierauf eine Antwort und wenden sich u.a. an all diejenigen, die den Relationismus (bzw. den „Korrelationismus“) nunmehr als unhaltbar ansehen. Sie liefern eine Gegenantwort zu der Auffassung, man könne die Dinge an sich selbst behandeln, außerhalb jeglicher Relation, und somit Zugang zu einem transzendenten „Ab-soluten“ finden. Die Herangehensweise dieses Essays sieht dagegen von der korrelationistischen Perspektive nicht ab, nimmt aber die Einwände ernst, die zurecht an sie adressiert wurden – insbesondere bezüglich der Gefahr einer subjektivistischen Verschließung. Es geht also darum, abermals die Frage nach dem Sinn von „Sein“ zu stellen.

Ein solches Projekt ist freilich keineswegs neuartig. Heideggers philosophische Grundabsicht bestand bereits, wie man weiß, darin, das Sein dem „Vergessen“ zu entreißen, in dem es die abendländische Metaphysik seit der griechischen Antike belassen habe. Gegenüber seinem unmittelbaren philosophischen (phänomenologischen und neukantianischen) Umfeld suchte er ein Denken zu begründen, ein Denken des Seins, das sich nicht auf das Erkennen reduzieren dürfe, da eine solche Einschränkung das Philosophieren in einen Engpass führe. Diese Veredelung des Denkens gegenüber dem Erkennen macht

¹ Mein besonderer Dank gilt Fabian Erhardt, Philip Flock, Selin Gerlek, Leonard Ip, Inga Römer, Alexander Schmidt, Arne Walczok und Daniel-Pascal Zorn für die überaus hilfreichen und bereichernden Bemerkungen zu diesem Manuskript.

eine bedeutsame – freilich nicht allein auf Heidegger beschränkte – Errungenschaft der nachhusserlschen Phänomenologie aus.

Das Anliegen dieser Abhandlung ist es, sich der Frage nach dem Sinn des Seins in einer transzendental-phänomenologischen Hinsicht zuzuwenden. Der Begriff des „Transzendentalen“ wird hierbei in bedeutsamer Weise erweitert, da er Heideggers Aufruf Folge leistet und sich *nicht* auf eine rein erkenntnistheoretische Sichtweise beschränkt. Jene Fragestellung gehört, sofern sie sich so weit wie möglich an die phänomenologische Vorschrift der „Voraussetzungslosigkeit“ hält, einem Entwurf an, der in verschiedener Hinsicht bedingt ist. Die grundlegendste Bedingung besteht dabei darin, den Rahmen jeglicher Transzendentalphilosophie – nämlich die *Korrelation* eben von Denken und Sein, von Subjekt und Objekt, von Bewusstsein und Welt – anzuerkennen. Aber diese Bedingung impliziert bereits genau das Problem, das in diesem Essay einer Lösung nahegebracht werden soll: Was lässt sich angesichts dieser unhintergehbaren „Korrelation“ über das *Sein* selbst und das Sein des *Denkens* (des „Subjekts“, des „Bewusstseins“) sagen? Folglich wird es nicht darum gehen zu fragen, „was“ das Sein „ist“ und auch nicht darum, „Seinsregionen“ aufzuweisen, sondern es soll die Frage aufgeworfen werden, was der Sinn des Seins in einer transzendentalen Betrachtungsweise oder – um mit Husserl zu sprechen – unter der strengen Einhaltung von „Epoché“ und „phänomenologischer Reduktion“ bedeuten kann.

Diese Frage eröffnet mindestens zwei Richtungen. Wenn die Phänomenologie es sich zur Aufgabe macht, den Sinn des Seienden und Erscheinenden auf die sinnkonstituierenden „Leistungen“ des transzendentalen Feldes zurückzuführen, welches „Sein“ kommt dann diesen Leistungen selbst (sowie dem ihnen zugehörigen „Feld“) zu? Diese Frage entspricht jener nach dem ontologischen Status der „transzendentalen Subjektivität“ oder eben des „asubjektiven“ Feldes“ jeder phänomenologischen Konstitution (ganz gleich welche Konstitutionsstufe dabei betroffen ist). Und zweitens, mit welchem „Sein“ hat es der Philosoph und transzendente Phänomenologe zu tun, wenn das Feld seiner Gegenstände die Gesamtheit der Erscheinungen ist, wenn er es je nur mit dem Sinn derselben zu tun hat und die (transzendental-kritische oder transzendental-phänomenologische) Korrelation auf eine „Immanentisierung“ hinauslaufen scheint? In der Geschichte der Phänomenologie von Husserl über Heidegger, Fink, Sartre, Derrida, Levinas bis hin zu Richir wurde mehrfach versucht, diese Fragen zu stellen. Aber die bis hierher gelieferten Antworten harren noch einer expliziteren Behandlung und einer vertieften Untersuchung.

Der vorliegende Essay versucht, diesen Fragen seine gesamte Aufmerksamkeit zu widmen, um so insbesondere dem „Überschuss“ des Seins sowie seiner „Genese“ im performativen Vollzug seiner Konstitution – was für das Verständnis von „Kreativität“ überhaupt sehr aufschlussreich sein wird – Rechnung zu tragen. Das Sein wird dabei bis in dessen letzte Winkel verfolgt und in seinen „Schwingungen“ ausfindig gemacht. Vom „unmodalisierten“ Sein

(Husserl) über „Gischt“, „Funken“, „Späne“, „Schlacke“ (Richir) bis zum „Nicht-Reduzierbaren“ (Lorau) schöpfen die hier entwickelten Analysen aus Entwürfen und Ausarbeitungen, die es verdienen, näher bekannt gemacht und in den Vordergrund gerückt zu werden. Idealerweise wird dadurch das Wunder der Kreativität besser verständlich. Es wird dann deutlich werden, dass die Phänomenologie kein eingeschlossenes und getrenntes Gebiet ausmacht, sondern dass sie sowohl an die philosophische (insbesondere transzendente) Tradition angebunden ist als auch an aktuellen philosophischen Debatten aktiv teilhat.

Der hier entwickelte Entwurf hat mit einer bedeutsamen Schwierigkeit zu kämpfen: Wie kann angemessen von „Gründung“, „Legitimation“ und „Konstitution“ gesprochen werden, wenn die einzig zur Verfügung stehende Sprache die des Herantastens, des Suchens und Versuchens ist? Und umgekehrt, wie kann eine Terminologie geschaffen werden, die sich je nur bestehender Sprachen bedienen kann, wo die Absicht doch dahin geht, die letztkonstituierenden Sphären zu untersuchen und die Sinnbildung in ihren hintersten Verstecken ausfindig zu machen? Wäre hier nicht eine vorgängige Überlegung über die Tragweite und die Grenzen einer quasi-metaphorischen Sprache in dem, was einer „Metaphysik-Fiktion“² anzugehören scheint (die selbstverständlich mit keiner Form von „metaphysical fiction“ verwechselt werden darf), vonnöten? Muss nicht zuvörderst der Status des transzendentalen Diskurses aufgeklärt werden, sofern dieser eben den konstituierenden Sinn des erscheinenden Seienden zu liefern beansprucht? Dieser Aufgabe konnte hier nicht nachgegangen werden, wenngleich es außer Frage steht, dass ihre Bewältigung tunlichst geboten und notwendig ist. Es mag sich dabei um einen toten Winkel der generativen Herangehensweise handeln. Es sei denn, diese ist dazu befähigt, mittels ihrer Verfahren des Abbauens, ihrer (ontologischen) Argumente und ihrer Konstruktionen zu zeigen, dass der generative Diskurs dazu in der Lage ist, das Sein in seinen Schwingungen, in seinem Schweben und Flimmern auf- und durchscheinen zu lassen.

*

Bei der Frage nach dem *Sein* scheint die Phänomenologie in einer ernsthaften Schwierigkeit zu stecken. Dieses Problem, das seit seinem Bestehen von nötiger Dringlichkeit ist, wurde noch immer nicht gelöst – trotz aller „realistischen“ Beteuerungen, die in den letzten Jahren von sich haben hören lassen. Die Phänomenologie strebt traditionell danach, den Seinssinn alles Seienden und Existierenden aufzuklären; aber um das zu vermögen, um in die Sphäre

² M. Richir, *Phénoménologie en esquisses. Nouvelles fondations*, „Krisis“, Grenoble, J. Millon, 2000, S. 24.

eintreten zu können, von der aus diese Frage überhaupt erst gestellt³ werden kann, verlangt sie nach der „Einklammerung“ jeglicher Seinssetzung. Der Gestus, durch den das Sein in seiner Positivität erfasst werden können muss, sorgt zugleich dafür, dass es von vornherein (und vielleicht sogar grundsätzlich) neutralisiert ist. Wie lassen sich diese beiden Forderungen miteinander vereinbaren? Und vor allem: Wie kann die Frage nach dem Sein auf dieser methodologischen Grundlage eine befriedigende Antwort erhalten?

Es ist gewiss kein Zufall, dass diese Frage nach dem Sein und nach einer phänomenologischen Ontologie eine Vielzahl von Phänomenologen schon früh beschäftigt hat oder in manchen ihrer bahnbrechenden Werke behandelt wird. Das Gemeinsame von vier Beispielen⁴ hierzu – angesichts der Schwierigkeit, dass Husserl die angesprochene Suspendierung der Seinssetzung vollzieht, zugleich aber auch die Klarstellung des Seinssinnes der Erscheinungen anstrebt – besteht darin, dass eine phänomenologische und transzendente Herangehensweise offenbar macht, inwiefern die konstitutiven „Leistungen“ der transzendentalen Instanz (ganz gleich, wie man sie bezeichnet⁵) eine Art *Rückwirkung des Konstituierten auf das Konstituierende implizieren* und dieses „*Bedingungsverhältnis*“ *ontologische Relevanz hat*. Damit wird zum Ausdruck gebracht, dass *die Frage nach der erkenntnismäßigen Rechtfertigung in der transzendentalen Phänomenologie grundlegend an eine Seinsdimension gebunden ist, die ihrerseits „konstitutiv“ ist* – in einer Bedeutung, die es freilich zu erläutern gilt.⁶ Ziel dieses Buches ist es, diese ganze Problematik (in transzendentalphänomenologischer Hinsicht) neu aufzurollen, um sie u.a. im Lichte der durch die „neuen Realismen“ initiierten Debatte zu betrachten.

Muss somit zugestanden werden, dass die soeben angesprochene Problematik in Wirklichkeit bloß eine scheinbare ist? Folgendes lässt sich hierzu von Anfang an sagen: Auf der einen Seite „suspendiert“ die phänomenologische Epoché in der Tat jegliche Seinssetzung; nur unter dieser Bedingung kann die

³ Fink hat wiederholt unterstrichen, dass die Epoché und die phänomenologische Reduktion die *conditiones sine qua non* jeder phänomenologischen wie auch jeder philosophischen Frage überhaupt sind. Es wird hier ganz entschieden der Husserl'sche und Fink'sche Standpunkt vertreten, wonach ohne diese Methodenwerkzeuge nicht adäquat von „Phänomenologie“ die Rede sein kann.

⁴ Sartres *L'être et le néant* (1943), Derridas *Le problème de la genèse dans la philosophie de Husserl* (1954), Levinas' „La ruine de la représentation“ (1959) und Richirs „Le rien enroulé“ (1970).

⁵ „Transzendente Subjektivität“, „transzendentes Feld“, „asubjektive Dimension“ usw.

⁶ Man kann sich natürlich fragen, ob das Sein überhaupt Sinn haben muss. Der Sartre'sche „Ekel“ wäre das Beispiel für eine gegenteilige Erfahrung, d.h. für eine Erfahrung, die nicht in der Lage wäre, den Abgrund zwischen Sein und Sinn zu überwinden. Der hier vertretene phänomenologische transzendente „Idealismus“ trägt seinen Namen zurecht, wenn seine „Berufung“ im Gegenteil darin besteht, alle möglichen Wege zu beschreiten, um zu erweisen, dass der Sinn nicht bloß Sinn seiner selbst ist.

phänomenologische Methode zu ihren spezifischen Gegenständen – den „*Phänomenen*“ – gelangen. (Die „Welt“ geht dadurch freilich nicht verloren, sondern stellt sich eben in der Tat als Phänomen oder Erscheinung dar.) Auf der anderen Seite aber begegnet man in der phänomenologischen Einstellung der Korrelation von „Urglaube“, „Urdoxa“, und einem originellen Seinssinn, dem vielleicht bisher noch nicht genug Aufmerksamkeit zuteilwurde – nämlich dem „Seinscharakter schlechthin“, den Husserl als „unmodifiziertes“, „unmodalisiertes Sein“⁷ bezeichnet. Worin besteht genau dieses „unmodalisierte Sein“? Und wie kann diese Behauptung mit der Suspendierung oder Einklammerung der Seinsthese zusammenstimmen?

Um hierauf antworten zu können, muss der Sinn jenes Begriffs des „Seins“ erläutert werden. Ein Widerspruch besteht hier in der Tat nicht, denn wir haben in beiden Fällen nicht mit derselben Bedeutung zu tun. Im Fall der Suspendierung der Seinsthese stützt sich die philosophische Analyse auf keinerlei vorausgesetzte ontologische Bestimmungen. Der Phänomenologe kann und will von keinem vorausgesetzten Sein ausgehen, sondern er versucht vielmehr zu erweisen, wie er in den Sinn von Sein eingeführt werden kann. Der „Rückgang auf die Sachen selbst“, der im Horizont der Voraussetzungslosigkeit vollzogen wird, führt vielmehr in diesen Sinn des Seins ein.

Dieser Gestus – der vom transzendentalen Erbe der Phänomenologie zeugt – ist allerdings nicht unproblematisch. Er ist mit der bereits angesprochenen Gefahr verbunden, in eine zu radikale „Immanentisierung“ zu münden, wodurch der Phänomenologie ein „Subjektivismus“ oder gar ein „Produktionsidealismus“ anhaftete. Dieser Vorwurf wurde Husserl häufig gemacht, indem er u.a. des „Solipsismus“ bezichtigt wurde. Dieser hat solcherlei Vorhaltungen aber von vornherein zurückgewiesen, indem er eben jene Korrelation von „Urdoxa“ und „unmodalisiertem Sein“ (also „noematischem ‚wirklich‘ Sein“) geltend gemacht hat. Die Phänomenologie zielt auf „Seinsgewissheit“ ab; diese soll der Transzendenz Rechnung tragen, welche die transzendente Phänomenologie je auszuweisen sucht. Mit anderen Worten, das „unmodalisierte“ Sein steht gerade einer sterilen Immanentisierung entgegen und verhindert sie. Dadurch setzt die Phänomenologie freilich nicht dieses „unmodalisierte“ Sein voraus, denn dieses betrifft die ontologische Dimension der Phänomenalität, die es ja allererst genetisch aufzuklären gilt. Die Unterscheidung zwischen diesen beiden Seinsbegriffen deutet letztlich darauf hin, dass es dabei nicht um eine inhaltliche Unterscheidung geht, sondern darum, wie das Sein in Hinsicht auf Faktualität und Genetisierung betrachtet wird. Im Falle des suspendierten Seins haben wir es mit einem faktisch vorausgesetzten Sein zu tun, während sich das „unmodalisierte“ Sein allererst in und durch die Genetisierung offenbart. Das löst freilich (noch) nicht das Problem, denn mit der bloßen

⁷ E. Husserl, *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie [Ideen I]*, *Husserliana III/1*, K. Schuhmann (Hsg.), Den Haag, M. Nijhoff, 1976, S. 241.

Behauptung dieses „unmodalisierten“ Seins ist es nicht getan. Die Aufgabe der Phänomenologie ist vielmehr, diese erforderliche Genetisierung zu leisten.

Ein Lösungsversuch hierzu ist bereits angeboten worden.⁸ Das „unmodalisierte“ Sein könnte mit dem „noematischen Gegenstand schlechthin“ gleichgesetzt werden. In den *Ideen I* hat Husserl diesen nicht dort, wo vom „unmodalisierten“ Sein die Rede ist (§ 104), behandelt, sondern im § 131, der den noematischen Sinn des Gegenstandes zum Thema hat. Das heißt aber nicht, dass das „unmodalisierte“ Sein schlechterdings „gegenständlich eingeeengt“ werden muss – genau hierin könnte der Scheidepunkt, der die „realistische“ von der „transzendentalen“ Phänomenologie trennt, bestehen. Liegen hier nicht eher zwei ontologisch unterschiedene Ebenen vor? Das „unmodalisierte“ Sein kann auch so verstanden werden, dass mit der „Urform aller Seinsmodalitäten“⁹, aus der „alle [...] Seinscharaktere entquellen“¹⁰, nicht bloß das ontologische Fundament des „gegenständlich“ Seienden, sondern dieses Fundament *als* ontologisches Fundament selbst gemeint ist. Folglich wäre eine zusätzliche Unterscheidung nötig – die Husserl zwar nicht gemacht hat, die aber seinen Ausarbeitungen notwendig zugrunde liegt – nämlich die zwischen dem Sein dieses oder jenes Seienden (das als „Etwas überhaupt“ durchaus in seiner allgemeinsten Form als „Gegenstand“ aufgefasst werden kann) und dem Sein, dank welchem jeder transzendentalphänomenologischen Analyse (sowie ihren Bestandteilen) ein ontologischer und nicht bloß ein erkenntnistheoretischer Charakter zugeschrieben wird. Wie ist aber dieses Sein aufzufassen? Wie lässt es sich phänomenologisch ausweisen? Die Aufgabe dieser Untersuchung ist es, hierauf Antworten zu liefern.

*

Die „generative Phänomenologie“, die in *Wirklichkeitsbilder*¹¹ eine erste Ausgestaltung erhalten hat und sich der von Richir initiierten „Neugründung“ der

⁸ G. Figal, *Unscheinbarkeit. Der Raum der Phänomenologie*, Tübingen, Mohr Siebeck, 2015. Zur Vertiefung dieser Debatte, siehe A. Schnell, „Sein und Äußerlichkeit“, in *Die Gegenständlichkeit der Welt. Festschrift für Günter Figal zum 70. Geburtstag*, A. Egel, D. Espinet, T. Keiling, B. Zimmermann (Hsg.), Tübingen, Mohr Siebeck, 2019, S. 269–282.

⁹ *Ideen I, Husserliana III/1*, S. 240.

¹⁰ Ebd.

¹¹ A. Schnell, *Wirklichkeitsbilder*, Tübingen, Mohr Siebeck, 2015. Es sei noch einmal betont, dass die hier vertretene „generative Phänomenologie“ nur wenig mit ihrer Ausarbeitung bei Anthony J. Steinbock gemein hat. Während bei diesem die „generative“ Perspektive im wörtlichen (und etymologischen) Sinn verstanden wird (vgl. dazu den § 61 in Husserls *Cartesischen Meditationen* oder verschiedene Stellen der *Krisis*-Schrift), was insbesondere die intersubjektive und soziale Ebene der „Normalität“ bzw. der „Anomalie“ betrifft, wird der Begriff der „Generativität“ in diesem Buch so verstanden, dass primär das Aufgehen und Aufquellen *eines Sinnesüberschusses jenseits und diesseits des phänomenologisch*

transzendentalen Phänomenologie verschreibt, zielt darauf ab, die Möglichkeit des Sinnaufgangs zu erläutern. Ziel ist dabei, die Erzeugungs- und Kreativitätsprozesse von etwas Neuem zu fassen, was sich keineswegs auf die Behandlung von etwas Unerwartetem oder Überraschendem beschränkt. Hierzu werden drei Grundfragen aufgeworfen, die den Bezug von philosophischem Wissen und seinem Gegenstand aufklären und innerhalb dieses Bezugs eine angemessene Verständnisform geltend machen sollen. Diese Fragen lauten folgendermaßen:

1.) Wie kann das philosophische Wissen sowohl notwendig als auch vorgängig synthetisch sein?¹² Oder: Wie kann sich unsere Erkenntnis auf der Grundlage, dass wir ein Gegebenes denken, das a priori evident gegeben ist, vermehren und bereichern?

2.) Wie kann umgekehrt das philosophische Wissen sowohl synthetisch als auch wissenslegitimierend sein? Anders gesagt, wie lässt sich erklären, dass das, was dem Wissen zugrunde liegt, nicht auf ein letztes Gegebenes reduziert werden kann, sondern stets tiefere, verdecktere Genesen erfordert?

3.) Wie kann dann aber dem transzendentalen Gegebenen¹³ – also jenem der transzendentalen Konstitutionsleistungen selbst – Rechnung getragen werden? Wodurch werden wir dazu geführt, trotz des soeben Behaupteten ein solches transzendentales Gegebenes anzunehmen?

Um den Sinn dieses Gegebenen zu fassen zu vermögen, muss sowohl vermieden werden, ein vorgegebenes Seiendes anzunehmen, als auch das Gegebene in einer nicht reduzierbaren und unbegrenzten synthetischen Tätigkeit, eines Sprachspiels etc. aufgehen zu lassen – was schlicht seiner Vernichtung gleichkäme. Eine der Thesen dieses Essays ist, dass dieses Gegebene in einer aufzuweisenden und zu erläuternden Weise an Husserls „unmodalisiertes“ Sein geknüpft ist.

Zwei Reihen sind hierbei auszumachen – die progressive Reihe der konstitutiven Entfaltung des transzendentalen Wissens und die regressivere Reihe der Genese (bzw. Genetisierung) dieses Wissens. Besteht zwischen beiden ein Zusammenhang? In der Tat: Einerseits muss jedes Wissen genetisiert werden, aber andererseits kann diese Genetisierung nur dann eine solche eines Wissens sein, wenn sie sich als Synthetizität a priori entwickelt. Es besteht somit ein wechselseitiges Bedingungsverhältnis zwischen den beiden Reihen.

Beschreibbaren betont wird. Die dabei aufscheinende Grunddimension der „Generativität“ – als sinngenerierende, den Sinn des Erscheinenden genetisierende, die Genese des Sinns erzeugende – hat zum vorrangigen Ziel, die Bestimmung der als „transzendentaler Idealismus“ verstandenen Phänomenologie weiter voranzubringen.

¹² Dieser Begriff wird hier im kantischen Sinne verstanden.

¹³ Das transzendente Gegebene hat nichts mit einem ontischen, starren, vorausgesetzten Gegebenen zu tun.

Die drei Bestimmungen der vorgängigen Synthetizität, der Genese und des Gegebenen können also nicht voneinander getrennt werden.¹⁴ Es sei noch einmal betont: Die Synthetizität (a priori) verdankt sich der Genese; und umgekehrt rechtfertigt sich die Genese als Genese nur, wenn sie die Synthetizität strukturell voraussetzt und diese nach sich zieht. Das „Gegebene“, weit davon entfernt vorgegeben zu sein, ist nichts anderes als das, was sich in diesem wechselseitigen Bedingungsverhältnis bekundet. Diese unterschiedlichen Verhältnisse können als eine „generative Ermöglichung“ bezeichnet werden und machen den Kern eines spezifischen Legitimationstypus aus, von dem hier erneut weitläufig die Rede sein wird – nämlich der „*phänomenologischen Konstruktion*“.¹⁵ Diese vollzieht sich allerdings nicht „von allein“, sondern bedarf der „Assistenz“ des Phänomenologen. Allerdings darf das nicht so verstanden werden, als sei dieser ihre Quelle oder ihr Antreiber. Die phänomenologische Konstruktion bezeichnet das die Sinnbildung vollziehende Verfahren einer Genetisierung der Synthetizität und im gleichen Schlage einer synthetischen Alimentation des genetisierenden Ablaufs selbst – ein Verfahren, in dem also eine Gegebenheit aufscheint, welche die Bedingung und zugleich der Probestein der generativen Ermöglichung ist. Und die Frage ist dann, welcher „Seinssinn“ sich in diesem Verfahren herauskristallisiert und dort „hineinschwingt“.¹⁶

¹⁴ Was das für den Status des „Selbst“ bedeutet, wird in „Das phänomenologische Selbst“ dargestellt, und was das für das Verhältnis von „Selbtheit“ und „Urphänomenalität“ der generativen Phänomenologie impliziert, wird in „Das ‚Absolute‘ in der generativen Phänomenologie“ auseinandergelegt.

¹⁵ *Wirklichkeitsbilder*, op. cit., S. 37 ff.

¹⁶ Daniel-Pascal Zorns Antwort auf diese Frage, die damit zugleich jeder *Ontologisierung* der Reflexionsleistungen eine klare Absage erteilt, lautet wie folgt: „Das ‚Von-wo-her‘ sedimentiert zu einem ‚Von-wo-aus‘; das ‚immer dann, wenn‘ sedimentiert zu einem ‚immer schon‘; die logische Position sedimentiert zu einer Sache; die reflexive Verschiebung sedimentiert zur Vorstellung einer ‚genesis‘, eines Hervorgangs, der unabhängig vom Denken vorgestellt wird.“ Das bedeutet „gegebenenfalls, dass unsere Konzeptionalisierung von realen Vorgängen direkt abhängig ist von der reflexiven Struktur unserer logischen Verhältnissetzungen“, Daniel-Pascal Zorn, *Vom Gebäude zum Gerüst. Entwurf einer Komparatistik reflexiver Figurationen in der Philosophie*, Berlin, Logos-Verlag, 2016, S. 281. Das sollte mit folgendem Zitat zusammengelesen werden: „Reflexivität wird [...] nicht nur einmalig ausgelegt, sondern kann immer nur bereits vielfältig wahrgenommen werden: als asymmetrisches Verhältnis, als Gegensatz oder Dualismus zweier Ebenen, als ursprünglich-hervorbringende Kraft oder als Genese, als Moment des Werdens und der Bewegung, als Ursprung, aber auch als Möglichkeit-zu-..., als Freiheit, als Sichentwerfen-Können, schließlich als Selbst, als Subjekt, als Akt und als Unbewusstes, als verlorenes Unmittelbares, als Wesen oder Kern einer Sache selbst. Die Auslegung von Reflexivität ist so nicht nur qua reflexive Verschiebung systematischer und historischer ‚Motor‘ philosophischer Reflexionen und ihrer Probleme und Auslegungen, sondern sie ist außerdem einer der fruchtbarsten Bereiche der Kreativität im Begriff; sie beflügelt das Denken dazu, mehr und immer noch mehr Sichtweisen, Hinsichten und Auslegungen zu erschaffen, zu verknüpfen, zu reduzieren, zu versachlichen und wieder zu differenzieren“, Ebd., S. 176.